

Vorwort

Wo anfangen? Wie beginnen? Drei Ansätze zur Auseinandersetzung mit dem Thema Kolonialismus in Berliner Museen

Drei Berliner Museen haben sich gemeinsam mit Kooperationspartner:innen und Expert:innen im Rahmen von ein- bis zweijährigen Pilotprojekten, gefördert durch den Berliner Fonds für Zeitgeschichte und Erinnerungskultur, mit dem Thema Kolonialismus in ihren Institutionen, Sammlungen und Organisationsstrukturen auseinandergesetzt. Es sind drei sehr unterschiedliche Museen: das *Brücke-Museum*, die *Stiftung Stadtmuseum Berlin* und die *Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin*. Das *Brücke-Museum*, ein Kunstmuseum mit Werken der expressionistischen Künstlergruppe *Brücke*, das sich zum Ziel gesetzt hat, auf seine Sammlung aktuelle und kritische Perspektiven durch ein gesellschaftlich relevantes Ausstellungs- und Vermittlungsprogramm zu eröffnen; das *Deutsche Technikmuseum*, ein kulturgeschichtliches Museum, das technische Entwicklungen in ihren Wechselwirkungen zur gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Geschichte darstellt; die *Stiftung Stadtmuseum Berlin*, die in fünf Museen Ausstellungen zur Berliner Geschichte von den Anfängen bis heute zeigt und sich seit 2021 zudem in der Ausstellung *Berlin Global* im *Humboldt Forum* dem Austausch zwischen Berlin und der Welt widmet. Alle Museen haben sich bisher nicht dezidiert mit dem Thema Kolonialismus beschäftigt und haben als Stadt-, Technik- und Kunstmuseum sehr unterschiedliche Ausgangspunkte für die Aufarbeitung des kolonialen Erbes. Diese drei Museen berichten in diesem Sammelband über ihre Anfänge, Fragestellungen und Diskussionspunkte, über mögliche Formate, Strategien und Ideen. In allen Projekten wird mehr als deutlich: Es fehlen Perspektiven, Erfahrungen und Wissen zu dekolonialen Ansätzen, Diversitätsorientierung, Diskriminierungssensibilität und Rassismuskritik. Die Museen und ihre Programmabteilungen werden von mehrheitlich *weißen*¹ Personen gelei-

tet. So spielen neben der Auseinandersetzung mit Kolonialismus vor allem Themen wie Diversität und Inklusion eine große Rolle.

Kontext: Kolonialgeschichte in Berlin und Brandenburg

»Das Ausmaß des europäischen Kolonialismus ist immens: Er hat eine über 500-jährige und bis heute andauernde Geschichte. 1914 waren beispielsweise 85 Prozent der Erde von Europäer:innen besetzt. Doch der europäische Kolonialismus beinhaltet nicht nur die Besetzung bestimmter Gebiete und war dementsprechend nicht mit dem Abzug der Kolonialmächte beendet. Er ist ein Wissens-, Herrschafts- und Gewaltsystem, das fortlebt und unser Denken und Handeln bewusst oder unbewusst bestimmt.«²

Auch wenn es noch immer nicht im Schulbuch steht: Berlins Geschichte als Kolonialmetropole beginnt bereits im späten 17. Jahrhundert. Mit einer kleinen, eigens geschaffenen Hochseeflotte und Stützpunkten im heutigen Ghana sowie auf St. Thomas in der Karibik nimmt Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg am transatlantischen Kolonial- und Versklavungshandel teil. Innerhalb weniger Jahre verkaufen er und sein Sohn, ab 1701 König Friedrich I. in Preußen, mindestens 20.000 Menschen afrikanischer Herkunft in die amerikanische Plantagensklaverei. Zeitgleich lassen die Hohenzollern Schwarze Jungen an den Berliner Hof verschleppen, wo sie als Bedienstete vom globalen Einfluss der Herrscherfamilie zeugen sollen.

Die europäische Residenz- und Großstadt Berlin bleibt auch nach dem Ende des brandenburgisch-preußischen Versklavungshandels im frühen 18. Jahrhundert Teil des weltweiten Kolonialsystems. Ob als Produzent von Tauschwaren, als Investor in den Kolonial- und Menschenhandel oder als Konsument von Rohrzucker, Tabak und Baumwolle: Ganz Europa profitiert von der Vernichtung indigener Gemeinschaften und der rücksichtslosen Ausbeutung versklavter Afroamerikaner:innen. Berlins koloniale Beziehungen sind – extrem verharmlosend – in einem Fries am Haus des reichen Tabakhändlers Ermeler aus dem frühen 19. Jahrhundert dargestellt.

Ab Mitte der 1880er Jahre unterwirft das Deutsche Reich Millionen von Bewohner:innen des afrikanischen Kontinents: Das heutige Namibia, Kamerun, Togo, Tansania, Burundi und Ruanda werden zu deutschen Kolonien. Zusammen sind sie um ein Vielfaches größer als Deutschland, das sich 1884/85 mit seiner Gastgeberrolle bei der berüchtigten Berliner Afrika-Konferenz im Kreis der Kolonialmächte etabliert. Bis 1900 annektiert es unter anderem auch den nördlichen Teil Papua-Neuguineas, die Marshall-Inseln, Teile Samoas und die

zu China gehörige Bucht von Jiāozhōu. Ob in Kamerun, Togo, Tansania oder Palau: Der allgegenwärtige Widerstand Kolonisierter wird dabei rücksichtslos unterdrückt. An den Ovaherero und Nama im heutigen Namibia begehen die sogenannten »Schutztruppen« des Kaisers einen Genozid. Begleitet wird die koloniale Gewaltherrschaft durch die zunehmende Kolonialität der deutschen Gesellschaft selbst. So demonstrieren 1896 auf der *Ersten Deutschen Kolonialausstellung* im Treptower Park neben den vielen Exportfirmen zahlreiche gesellschaftliche Institutionen ihre kolonialpolitische Relevanz. Vertreten sind insbesondere auch Berlins königliche Museen für Völkerkunde, Naturkunde und Botanik, die als »Zentralstellen« für alle wissenschaftlichen Sendungen aus den Kolonien fungieren. Zugleich werden 106 Menschen aus verschiedenen kolonisierten Gemeinschaften vor einem Millionenpublikum als noch zu zivilisierende »Wilde« inszeniert. Die Objekte der Kolonialausstellung werden im Anschluss zur Einrichtung des Deutschen Kolonialmuseums am Lehrter Bahnhof genutzt. Bis 1915 werden dort jährlich hunderte von Berliner Schulklassen kolonialrassistisch indoktriniert.

Im Ersten Weltkrieg verliert Deutschland alle Kolonien, doch der Kolonialrassismus tritt damit nicht in den Hintergrund. Im Gegenteil: fast alle Parteien der Weimarer Republik fordern die Rückgabe der beanspruchten Gebiete und protestieren gegen die alliierte Behauptung, Deutschland hätte unfähig und unmenschlich kolonisiert. Breite Resonanz findet die extrem rassistische Kampagne zur »Schwarzen Schmach«, die sich gegen afrikanische Soldaten richtet, die bei der französischen Besetzung des Rheinlandes zum Einsatz kommen.

Unter den Nationalsozialisten wird der Kolonialrevisionismus zur Staatsdoktrin. Bis 1942 werden zahlreiche kolonialrassistische Film- und Ausstellungsproduktionen subventioniert. Über Jahre hinweg trifft das NS-Regime überdies konkrete Vorbereitungen zur Errichtung eines deutschen »Mittelafrikas«, in dem ein drakonisches Apartheid-System installiert werden soll. Die »Rheinlandkinder«, Nachkommen von nord- und westafrikanischen Besatzungssoldaten und *weißen* deutschen Frauen, werden zwangssterilisiert. Auch Schwarze Berliner aus Deutschlands ehemaligen Kolonien und ihre Nachkommen werden entrechtet und streng kontrolliert. Manche trifft Verfolgung, Inhaftierung und Tod.

Nach 1945 wird Berlins kolonialrassistisches Erbe über Jahrzehnte hinweg verdrängt. Maßgeblich für den Beginn einer kritischen Auseinandersetzung sind die Aktivitäten von Menschen, die noch immer von Kolonialrassismus betroffen sind. So organisieren in Berlin lebende Afrikaner:innen bereits

1984/85 eine kritische Gedenkveranstaltung zum 100. Jahrestag der Berliner Afrika-Konferenz und laden dazu den späteren Nobelpreisträger für Literatur Wole Soyinka ein. Kurz darauf erscheint das bahnbrechende Buch *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. 2001 ziehen die Ovaherero erstmals vor ein amerikanisches Gericht, um die Bundesrepublik Deutschland für den Genozid an ihren Vorfahren 1904 bis 1908 juristisch zur Verantwortung zu ziehen.

Seitdem haben die unermüdlichen Aktivitäten von Kolonialrassismus betroffener Menschen und solidarischer Initiativen sowohl in Deutschland als auch in seinen ehemaligen Kolonien erreicht, dass die »Aufarbeitung« der deutschen Kolonialgeschichte zum Regierungsziel erklärt worden ist. Anders als bei der NS- und DDR-Geschichte ist dabei jedoch nicht von der kritischen Auseinandersetzung mit einem umfassenden Unrechtsregime die Rede. Vielmehr bleibt die Bundesregierung mit ihrer wertungsfrei historisierenden Formulierung deutlich hinter der zivilgesellschaftlichen Kritik an weitreichenden und anhaltenden kolonialen Strukturen zurück.

Handlungsraum: Museen und Kolonialismus

Dekoloniale Akteur:innen appellieren seit Jahren vor allem auch an die Museen, ihre Kolonialität, also die Kontinuitäten der kolonialen Epoche, kritisch zu befragen und sich ihrem kolonialen Erbe zu stellen. Deutlich wird dabei auch betont, dass Museen eine enorme Verantwortung innerhalb der Aufarbeitung der kolonialen Geschichte haben, weil sie, wie der Kunsthistoriker, Kurator und Kritiker Christian Kravagna sagt, »...nicht nur Monumente kolonialen Unrechts [sind], sie sind vor allem auch Monumente der Erziehung des *weißen* europäischen Menschen in kolonialem Denken und eurozentrischer Überlegenheitsfantasie, der epistemischen und ästhetischen Schulung in Exotismus und Rassismus«³. Viele Museumssammlungen in Deutschland, vor allem ethnologischer Museen, wurden um 1900 angelegt. Sie stammen also aus einer Zeit, als das Deutsche Reich die Aneignung von außereuropäischen Gebieten vorantrieb und die dort lebenden indigenen Bevölkerungen unterdrückte, ausbeutete und zum Teil auch vertrieb oder vernichtete. Gerechtfertigt wurde dieses Vorgehen mithilfe eines rassistischen Ordnungssystems zur Abwertung der Kolonisierten. Vor dem Hintergrund dieses eurozentrischen Weltbildes entstanden Sammlungen mit kultur- und technikhistorischen Objekten sowie Kunstwerken, die dieses Wertesystem repräsentieren.

Der Deutsche Museumsbund fordert von den Museen eine aktive Aufarbeitung der Kolonialgeschichte und ihrer Folgen: Museen müssen sich, so heißt es in dem 2019 überarbeiteten Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten, nicht nur mit der Provenienz von Sammlungsobjekten auseinandersetzen, sondern auch ganz neu denken, wie Global- und Kolonialgeschichte ausgestellt und thematisiert werden sollen. Dabei ist es unerlässlich, sich selbstkritisch zu fragen, welche und wessen Perspektiven bislang vermittelt werden und welche fehlen. Wie werden Bilder, Objekte und Worte mit Kolonialbezug präsentiert? Welches Lernen und Verlernen ist nötig? Daran knüpft auch die kritische Reflexion nach der Deutungshoheit an: Wer darf kuratieren? Wer darf sprechen? Und welche und wessen Narrative werden gehört und weitergegeben? Was wird debattiert, was verdrängt und verschwiegen?

Mittlerweile bewegt sich etwas. Immer mehr Museen hinterfragen, reflektieren und erforschen ihr koloniales Erbe. Der Wille zu einer selbstkritischen Auseinandersetzung wird immer häufiger bekundet. Aber der Wille allein reicht bei weitem nicht aus. Es braucht Zeit und vor allem umfassende Expertise, diskriminierende Strukturen zu erkennen und zu benennen, Gegenentwürfe zu kolonialen Perspektiven zu entwickeln und rassismuskritische, diversitätssensible Methoden, Ansätze und Haltungen für einen neuen Umgang mit Objekten und Inhalten aus kolonialen Kontexten zu etablieren. Die Auseinandersetzung mit der Kolonialität, ihre Aufarbeitung und multiperspektivische Erschließung ist als dauerhafte Aufgabe an den Museen zu verankern. Wie aber kann dieser Prozess initiiert werden, wie kann er gelingen, vor allem wenn der Großteil der Mitarbeitenden in den Museen (besonders im Programmbereich) die *weiße* Mehrheitsgesellschaft repräsentieren?

Fokus: Drei Berliner Museen im Umgang mit ihrem kolonialen Erbe

Drei Berliner Museen haben begonnen, sich ihrem kolonialen Erbe selbstkritisch zu stellen: das *Brücke-Museum*, die *Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin* und die *Stiftung Stadtmuseum Berlin*. In den Jahren 2020 bis 2022 setzten sie drei kleinere Pilotprojekte mit unterschiedlichen Schwerpunkten um, die im Rahmen des Programms zur Förderung zeitgeschichtlicher und erinnerungskultureller Projekte des Landes Berlin mit jeweils circa 25.000 Euro gefördert wurden. Während das *Stadtmuseum* eine Erstsichtung seiner Sammlung in Hinblick auf koloniale Spuren und Kontexte mit externen Expert:innen vornahm, widmete sich das *Deutsche Technikmuseum* einem konkreten Ausstel-

lungsthema der Kolonialgeschichte, dem brandenburgisch-preußischen Verklavungshandel. Das *Brücke-Museum* legte seinen Fokus auf Inreach – die interne Sensibilisierung und Fortbildung zu Themen wie Dekolonisierung, Diskriminierung und Diversität, um eine Grundlage für neue Perspektiven bei zukünftigen Ausstellungen und Programmen zu schaffen. Ziel aller Projekte war es, die kolonialen Kontexte der Geschichte und der aktuellen Praxis von Museen zu verdeutlichen und damit die Relevanz einer langfristigen und intensiven Aufarbeitung des Themas herauszustellen. Alle drei Häuser setzten hier auf Zusammenarbeit, Partnerschaft und Austausch mit denjenigen Expert:innen, die sich langjährig oder aufgrund ihrer persönlichen Geschichte mit einer post- und dekolonialen Praxis beschäftigen. Es ist aber zu betonen, dass diese Projekte keine Blaupausen sind, keine Lösungen, sondern vor allem Anfänge, die von Unsicherheiten, Scheitern und Konflikten begleitet waren. Sie verstehen sich nicht als Best Practice-Beispiele, sondern sollen motivieren, einfach anzufangen.

Der Projektverbund *Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt* ist Partner innerhalb dieses Buchprojektes, und auch innerhalb der Pilotprojekte gewesen. Mehr als beratend stand er den Museen zur Seite, um gemeinsam Wege der Initiierung, Umsetzung und Vermittlung von Dekolonisierungsprozessen zu ermöglichen. Im Austausch miteinander wurden trotz aller Unterschiedlichkeit der Museumsgattungen und Projektschwerpunkte ähnliche Fragestellungen, Konfliktlinien, Widersprüche, Methoden und Erfahrungen erkennbar. Es wurde auch deutlich, wie wenig neben unserer kolonialrassistischen Vergangenheit und ihren Kontinuitäten die Kolonialität der eigenen Institution im Bewusstsein ist. Bis heute beherrscht ein eurozentristischer Kanon einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft die Museumslandschaft. Bestehende Museumshierarchien und Machtverhältnisse werden weiter fortgeschrieben. Wo also anfangen? Wie die Auseinandersetzung führen? Wie können vorhandene Strukturen in den Museen überhaupt reflektiert und verändert werden? Wie lassen sich Hierarchien und tradierte Machtverhältnisse aufbrechen?

Die entscheidenden Akteur:innen in den Projekten waren meist Kolleg:innen, die nicht fest angestellt in den Museen arbeiten. Gerade sie haben Wissen, Sichtweisen, Expertisen und Erfahrungen in die Museen gebracht, die in den Institutionen nach wie vor fehlen. Ihre Perspektiven sollen daher auch in dieser Publikation im Vordergrund stehen. So versammelt dieses Buch kritische Stimmen von Expert:innen und Aktivist:innen, aber auch Rückblicke aus den Kulturinstitutionen selbst. Bei der gemeinsamen Reflexion der Einzelprojekte fiel auf, dass trotz der Unterschiede in den Museumsgattungen

und in den Herangehensweisen der einzelnen Projekte, sehr ähnliche Fragen und Schwierigkeiten auftauchten, ähnliche Leerstellen identifiziert wurden und Prozesse sich glichen. Wir haben uns daher entschieden, die Beiträge innerhalb der Publikation nicht den einzelnen Museen zuzuordnen, sondern in übergreifende Inhalte zu unterteilen. Themenschwerpunkte verdeutlichen die Aspekte, die für die Prozesse in den drei Häusern zentral waren und zu denen sich verschiedene Expert:innen äußern, die mit den Museen gearbeitet haben: Haltung und Verantwortung (Klaus Lederer), Kolonialismus und koloniale Kontinuitäten (Mahret Kupka, Paulette Reed-Anderson und Christian Kopp), Inreach (Hedda Knoll, Lena Prabha Nising und Panda Sandra Ortman), Wissen/Kanon/Sprache (Julian Dörr, Ania Faas, Julia Grosse und Yvette Mutumba), Sammlung (Britta Lange), Städtische Erinnerungskultur (Dekoloniale), Perspektivwechsel (Josephine Ansah Valerie Deutesfeld, Monilola Olayemi Ilupeju, Philip Kojo Metz). Die frei gestalteten Illustrationen von Patricia Vester zu den vier Themen Kunst und Kolonialismus, Technik und Kolonialismus, Stadt und Kolonialismus sowie Dekolonisierung ebenso wie das Cover schaffen eine vielschichtige visuelle und gleichzeitig eigenständige Perspektive zu den Textbeiträgen.

Sehr deutlich wurde in allen Projekten, dass die Auseinandersetzung mit dem Thema Kolonialismus in Museen kein Projektthema, das heißt kein temporäres Thema ist und sein sollte. Vielmehr bedarf es einen langen Atem, Kontinuität, Zeit und Veränderungen von Strukturen. Es ist noch ein langer Weg, der sich lohnt und in aller Konsequenz besritten werden muss! Wir danken allen Menschen, Verbänden, Initiativen und Institutionen, die dieses Vorhaben unterstützen und tatkräftig voranbringen. Und wir danken allen Autor:innen und der Illustratorin, die diese Publikation mit ihren Energien, mit Ihren Expertisen füllen und Ihre Perspektiven teilen.

Das Redaktionsteam

Lorraine Bluche, Daniela Bystron, Tahir Della, Ibou Coulibaly Diop, Anne Fäser, Christian Kopp, Sophie Plagemann, Mariane Pöschel, Jörg Rüsewald, Anna Yeboah

Anmerkungen

- 1 Zur Schreibweise für *weiß* und Schwarz: »Schwarz (in der Gegenüberstellung zum konstruierten *weiß*) bezieht sich [...] nicht auf biologistische Merkmale, sondern auf das Selbstverständnis einer Personengruppe, die als Reaktion auf die Abwertung ihrer afrikanischen Herkunft im rassistisch-konstruierten Machtgefüge von *weiß*/Schwarz ihr Bewusstsein genau daher ableitet, Schwarz als positiv umdeutet und dies durch Großschreibung signifikant macht. Dagegen wird *weiß* als Adjektiv klein geschrieben. Die kursive Schreibweise soll auf den konstruierten Charakter der Bezeichnung hinweisen«. Vgl.: Autor*innenKollektiv Rassismuskritischer Leitfaden: Hamburg-Berlin 2015, S. 5.
- 2 glocal e.V. (Hg.): Mit kolonialen Grüßen, Berlin 2013, S. 8.
- 3 Christian Kravagna: Vom ethnologischen Museum zum unmöglichen Kolonialmuseum, In: ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1|2015, S. 96.

